

Srđan Valjarević

Como. 30 Tage

Aus dem Serbischen von Susanne Böhm

– LESEPROBE –

SCHRUF & STIPETIC

Deutsche Ausgabe
© Schruf & Stipetic GbR, Berlin 2013
www.schruf-stipetic.de

Titel der Originalausgabe: *Komo*
(Samizdat B92 Beograd 2006)
© 2006 Srđan Valjarević und Samizdat B 92

Korrektorat: Sabine Gomm, Bornheim

ISBN: 978-3-944359-33-5

Das Zitat aus Efim Etkins »Zapiski nezagovoroscika«
© 1977 Oxford University Press wurde für diese Ausgabe neu ins
Deutsche übersetzt.

Vervielfältigung und gewerbliche Nutzung nur nach ausdrücklicher
Genehmigung der Schruf und Stipetic GbR.

Es war Dienstag. Anfang November. Ein sonniger und warmer Tag. Und ich wusste gar nicht so recht, weswegen und warum und wie das alles passiert war. Damals wusste ich überhaupt nichts, aber ich saß tatsächlich in einem Flugzeug nach Zürich, auf einem Platz, der bei einer Schweizer Fluggesellschaft auf meinen Namen reserviert worden war, und von Zürich aus würde ich nach Mailand weiterfliegen. Das wusste ich. Und in Mailand sollte mich ein Fahrer abholen und nach Bellagio bringen, an den Comer See. Mehr wusste ich nicht.

In meinem Pass war ein italienisches Visum, das ich in Belgrad problemlos erhalten hatte, in der Hosentasche etwas Geld und das Einladungsschreiben dieser ausländischen Stiftung; für die war ich damals immer noch so ein junger Schriftsteller aus Serbien, einem Land, das sich in einem hoffnungslosen Zustand befand und in dem das Leben schwer war. Ich weiß bis heute nicht wie, aber ich hatte dieses Stipendium bekommen, um einen Monat am Comer See zu verbringen und dort in aller Ruhe zu arbeiten und zu schreiben. Das war allerdings deren Vorstellung, nicht meine. Ich wollte damals weder in aller Ruhe arbeiten noch schreiben. Ich wollte eigentlich gar nichts tun. Ich hoffte auch schon längst nicht mehr, dass meine Bücher veröffentlicht würden. Die Situation in Serbien war wirklich übel, es war furchtbar; na gut, für mich jetzt nicht allzu sehr, weil ich immer mal wieder kleinere Jobs hatte und es mir gelang, mich nicht

unterkriegen zu lassen, irgendwie über die Runden zu kommen. Manchmal schrieb ich auch, aber nur Kurzgeschichten für eine Tageszeitung, und von dem Honorar zahlte ich dann meine Miete und was ich so zum Essen und Trinken brauchte, wobei ich in erster Linie trank und wirklich nur ganz wenig schrieb. Ein bisschen was schrieb ich so für mich selbst, in gewöhnliche Schulhefte, aber auch dabei hatte ich keinen großen Ehrgeiz oder ernsthafte Absichten. Als ich überraschend Bewerbungsunterlagen der Rockefeller-Stiftung in der Post hatte, nahm ich das Formular, füllte alles ordentlich aus und gab auf die Frage, was ich in Como tun würde, an, dass ich einen Roman schreiben wolle. Bei einem Bierchen dachte ich mir eine ungefähre Handlung für diesen Roman aus und mein Freund Vlada übersetzte alles ins Englische. Er gab sich für mich aus, schickte das Formular ein und antwortete ihnen noch ein paar Mal, alles in meinem Namen. Ich leistete ihm dabei Gesellschaft, trank Bier und lernte Englisch von ihm. Wir mussten nicht lange auf die Antwort warten, und als die offizielle Einladung kam, war ich bereit. Zu der Zeit verließ ständig irgendjemand das Land. Und überhaupt hatten auch sonst schon immer alle möglichen Leute dieses Land verlassen. Ständig. Ich würde nur für einen Monat weg sein, und selbst das hätte eigentlich eher mein Freund Vlada verdient, der das alles durchgezogen hatte.

Am Flughafen gab ich meine Reisetasche auf, ohne genau zu wissen, was ich alles hineingestopft hatte. Beim Packen war ich betrunken gewesen. Im Kopf zählte ich einen Haufen Sachen auf, von denen ich jetzt

schon wusste, dass ich sie vergessen hatte: ein Buch, die Adressen einiger Leute, einige Toilettenartikel – ganz bestimmt –, eine Jacke und einen Pullover. Aber erst wenn ich dort irgendwo untergekommen wäre, würde ich merken, was ich sonst noch alles vergessen hatte. Es war mir egal.

Ich war verkatert und furchtbar müde und hielt die Augen geschlossen. Es war wirklich gut, dass einem im Leben solche unerwarteten Sachen passierten, denn sonst würde man durchdrehen. Ganz sicher würde man durchdrehen. Die letzte Nacht hatte ich mit Freunden in einer Kneipe abgehangen, im *Boulevard* in der Nähe vom Markt. Wie immer hatten wir getrunken, aber diesmal viel mehr als sonst, und weil ich verreisen würde und wir also einen Grund hatten, wurde es ein richtiges Abschiedsbesäufnis; damals verreiste kaum einer von uns, wir gehörten nicht zu denen, die weg wollten, und wir gehörten nicht zu denen, die Geld zum Reisen hatten, und deshalb tranken wir bis spät in die Nacht. Als wir uns voneinander verabschiedeten, kippte ein Freund nach altem Brauch einen Wassereimer hinter mir aus, um mir Glück für die Reise zu wünschen. Daran erinnerte ich mich im Flugzeug, und gerade da, als ich begann, mich an alles aus der vergangenen Nacht zu erinnern, schnappte ich das Gespräch von zwei Mädchen auf, die in der Reihe vor mir saßen. Sie waren zusammen in die Schweiz unterwegs, und ich bekam mit, dass die eine Sängerin war und dort in Kneipen auftrat, in denen sich unsere Landsleute trafen. Sie erzählte, dass ihr noch genau vierzigtausend Franken fehlten, dann habe sie alles: ein Haus und eine Garage und ein Auto und einen Pool ... Und dann sagte sie: »Aber, verdammte

Scheiße, mein Typ lässt sich einfach nicht von seiner dämlichen Frau scheiden ...«

Dann kam die Stewardess und brachte das Essen in einer Plastikdose und ich bat sie um ein Bier, aber sie sagte, sie hätten keins, nur Saft, Wasser, Tee und Kaffee. Ich erklärte ihr, dass mir ein Bier wirklich helfen würde und dass der Preis keine Rolle spiele, ich würde bezahlen. Ich brauchte wirklich ein Bier, weil ich einen furchtbaren Kater und einfach große Lust auf ein Bier hatte. Wir unterhielten uns auf Englisch. Sie wiederholte, dass sie kein Bier hätten, sie hätten aber Tabletten gegen Flugangst, wenn es darum ginge. Ich war verkatert und hatte Schiss vor allem und brauchte dringend ein Bier, und das sagte ich ihr auch so, und dass ich keine Tabletten bräuchte, dass mir nur ein Bier helfen könne, aber sie hörte sich das alles nur an und musterte mich verwundert. Sie sagte etwas auf Deutsch, ging weg und kam mit einem großen Mann mit Schnurrbart, der mich freundlich lächelnd auf Englisch fragte, was mein Problem sei.

»Ich habe keins, überhaupt kein Problem, ich würde nur gerne ein Bier trinken«, sagte ich.

»Wir haben Weißwein und Whisky und Wodka in kleinen Flaschen, wenn es unbedingt Alkohol sein muss, aber das muss extra bezahlt werden«, sagte er.

»Nein, Geld ist nicht das Problem, und auch der Alkohol ist nicht das Problem, ich hab einfach einen ziemlichen Kater und da hilft mir nur ein Bier, das ist wirklich alles«, sagte ich ehrlich.

Er musste lachen. Als er etwas auf Deutsch zu der Stewardess sagte, die neben ihm stand, musste sie auch lachen.

»Also ein Kater. Wenn ich einen Kater habe, brauche ich auch ein Bier. Ich könnte Ihnen ein paar Flaschen Heineken zukommen lassen«, sagte er.

»Wenn ich drei Flaschen kriegen könnte, das wäre klasse.«

»Sicher nicht mehr?«, fragte er leise.

»Nein, bestimmt nicht, drei Flaschen sind genug«, sagte ich.

»In Ordnung. Wir regeln das. Und genießen Sie Ihren Flug«, sagte er lächelnd.

»Das werde ich, ich werde ihn genießen«, antwortete ich.

Ich bekam drei Flaschen Bier, bezahlte, und dann war wirklich alles in Ordnung, sogar die Stewardess lächelte mich an. Das erste Bier trank ich sofort auf ex, dann aß ich etwas aus dieser Plastikdose und danach trank ich langsam das zweite Bier. Ich entspannte mich. Das Flugzeug schwebte durch die Luft. Ich blickte in die Wolken. Der Tag war heiter. Der Flug war ruhig. Ich trank auch die dritte Flasche leer. Dann landete das Flugzeug.

Auf dem Züricher Flughafen hatte ich nicht viel Zeit, ich saß ungefähr zwanzig Minuten in der Wartehalle rum, und ich war wahrscheinlich der Einzige ohne Handy am Ohr. Außer mir waren da nur Geschäftsleute, aber vielleicht kam es mir auch nur so vor oder sie schlugen einfach die Zeit mit Telefonieren tot, egal. Mir war langweilig, deshalb ging ich drei Mal zur Toilette: Einmal hatte ich ein dringendes menschliches Bedürfnis zu verrichten, zweimal ging ich einfach nur so, um Wasser zu trinken und mir das Gesicht zu waschen. Als

ich beim dritten und letzten Mal von der Toilette kam, musterten mich einige der Geschäftsleute genauer. Niemand mag es, wenn sich jemand in seiner Nähe anders benimmt als die anderen, erst recht nicht auf einem Flughafen; Terrorismus und Bomben fielen mir ein, das war wohl der Grund, aber vielleicht haben Menschen auch einfach nur Angst vor dem Fliegen. Dabei war ich nur aus Langeweile zur Toilette gegangen, nur drei Mal, das ist nicht mal besonders oft. Bald darauf stieg ich ins Flugzeug, das Flugzeug hob ab, ich trank ein Mineralwasser und das Flugzeug landete auf dem Mailänder Malpensa-Flughafen. Es war ein wirklich kurzer Flug. Ich holte meine Tasche und kam ohne Probleme durch Passkontrolle und Zoll. Ich zeigte einfach die Einladung der Stiftung, und alles war in Ordnung. He, das war immerhin die Rockefeller-Stiftung und natürlich war alles in Ordnung. Dann bemerkte ich einen Mann mit einem Schild, auf dem *Bellagio Center* stand. Und darunter in großen Buchstaben mein Vor- und Nachname. Ich winkte ihm, er kam zu mir und bückte sich, um meine Tasche zu nehmen.

»Nein, ist schon in Ordnung, das kann ich selbst«, sagte ich.

»Nein, nein, das ist meine Aufgabe«, sagte er.

»Ach was, ist schon in Ordnung, die Tasche ist nicht schwer, das ist gar kein Problem.«

»Nein, Verzeihung, das ist meine Aufgabe«, sagte er mit ernstem Gesicht.

Ich ließ ihn machen. Er hob die Tasche hoch und hängte sie sich über die Schulter. Er zeigte mir den Weg. Wie ich so hinter diesem Mann herging, der mei-

ne Sachen trug, fühlte ich mich zum ersten Mal in meinem Leben vornehm und gleichzeitig albern. Was zusammengenommen ganz außerordentlich albern ergibt. Aber es war kein richtig schlechtes Gefühl, eher als ob er und ich ein Spielchen spielten. Uns um die Tasche stritten. Es war in Ordnung. Wir kamen zu einem Kombi, er hielt mir die Tür auf und ich setzte mich hinein. Der Sitz war genauso bequem wie der im Flugzeug. Wir fuhren ungefähr eineinhalb Stunden und während der Fahrt wurde es stockdunkel und sehr neblig. Es nieselte, und abgesehen vom Schweinwerferlicht entgegenkommender Autos konnte man nichts erkennen, also dämmerte ich einige Male weg. Zwischendurch erhaschte ich den Blick des Fahrers im Rückspiegel. Mein Benehmen erschien ihm bestimmt seltsam, denn immer wieder sackte mein Kopf vor Müdigkeit vornüber. Aber vielleicht hatte er auch jemanden erwartet, der anders war, älter. Wir sprachen die ganze Zeit nicht miteinander, nur als wir ankamen, sagte er:

»So, das ist Bellagio.«

»Schöner Ort, sieht schön aus«, sagte ich.

So etwas in der Art musste ich einfach sagen, aber es waren nur leere Worte und völlig unsinnig, weil man überhaupt nichts sehen konnte. Unser ganzes Gespräch war unsinnig. Es war stockdunkel. Einen großen dunklen Hügel, Hausdächer, das dunkle Wasser des Comer Sees konnte man erahnen, und hier und da war der trübe Schein einer Straßenlaterne zu sehen. Es war Nacht und kein Mensch auf der Straße. Wir kamen am Fuß dieses großen Hügels an, fuhren durch ein riesiges schmiedeeisernes Tor, das sich hinter uns sofort wieder

schloss, und hielten vor einem großen Haus, an dem *Villa Maranese* stand. Dort erwartete mich Signora Bella, so stellte sie sich mir vor, eine winzige ältere Dame mit kurzem Haar, die Herrin des Hauses und des ganzen Hügels. Ich stellte mich auch vor. Sie zeigte mir das Arbeitszimmer im Erdgeschoss und dann gingen wir in den ersten Stock hoch, zu meinem Apartment, das man mir einen ganzen Monat lang zur Verfügung stellte. Sie lud mich noch zum Abendessen in die Hauptvilla, die *Villa Serbelloni*, ein, erklärte mir, wie ich am einfachsten dorthin käme, und ließ mich allein. Alles ging ziemlich schnell. Ich räumte meine Sachen ein, stellte die Tasche weg und sah mich um. Das Zimmer war komplett weiß, alles darin war weiß, das Bett, der Schrank, die Wände, die Sessel. Es sah schön aus. Es duftete nach Lavendel. Oder nach Pfefferminztee. Da war ich mir nicht ganz sicher. Ich zog mich um und ging zu dieser *Villa Serbelloni*. Dort wurde ich bedient, ich bekam und aß ein Schnitzel mit Reis und Möhren, trank ein paar Gläser Rotwein und danach ein paar Gläser Mineralwasser. Ich hatte meinen eigenen Kellner, der mir sagte, ich müsse mich nicht beeilen; da bestellte ich noch mehr Wein, er schenkte mir nach und erklärte mir, wann die Mahlzeiten serviert würden, aber auch, dass ich das alles innerhalb weniger Tage schon selbst rausbekäme und dann keine Hilfe mehr bräuchte. Wir verabschiedeten uns voneinander und ich kehrte in mein Appartement zurück.

Ich war froh, dass ich mein kleines Radio nicht vergessen hatte, ging ins Bad, fand einen Sender mit anständiger Musik, ließ heißes Wasser in die Wanne und

legte mich hinein. Ich streckte mich aus. Die Wanne war länger als ich. Sogar untertauchen konnte ich, so dass ich mit dem ganzen Körper im heißen Wasser lag und nur die Füße am Rand anstießen. Ich wusste so oft nichts mit mir und meinem Leben anzufangen, also dachte ich jetzt, na gut, dann schauen wir mal, wie es hier so ist, in dieser Villa Maranese am Comer See.

Später streckte ich mich auf dem großen Doppelbett aus und drehte am Suchknopf des Radios, bis ich auf Langwelle einen kroatischen Sender fand. *Partizan* aus Belgrad hatte *Zagreb* aus Zagreb im Basketball besiegt, was mich jetzt nicht sonderlich berührte, abgesehen davon, dass ich endlich wieder jedes Wort verstand. Das war meine Sprache. Selbst nach all den Kriegen verstand ich jedes Wort, das hatten sie nicht ändern können.

Das ist eine komische Sache mit diesen kleinen Radios, die man sich auf die Brust oder nah ans Ohr legt und dann das Gefühl hat, dass einem einer was zuflüstert, in welcher Sprache auch immer, ganz egal, und einem beim Einschlafen hilft.

Und dann hörte ich verschiedenen Sendungen mit unterschiedlichen Moderatoren und noch viel Musik aus Kroatien, alles ganz leise, und so schlief ich ein.

Ich schlief bis zehn Uhr, weil ich von dem total verkaternten Tag und von der Reise müde war. Alles war so plötzlich gekommen, aber jetzt war ich endlich wieder völlig nüchtern und steckte in etwas ganz Neuem. Völlig Anderem. Alles roch anders. Und war so sauber. Ich hörte, wie sich ein Schlüssel im Schloss drehte. Das Zimmermädchen stand in der Tür und fragte, ob sie hereinkommen könne. Ich drehte mich schnell auf die Seite, schloss die Augen und stellte mich schlafend. Sie ging leise wieder hinaus. Frühstück wurde bis neun Uhr serviert, und mir war da schon klar, dass ich mit Sicherheit nicht ein einziges Mal zum Frühstück aufstehen wollte, den ganzen Monat nicht, weil mir hier die besten Voraussetzungen der Welt geboten wurden, um nicht früh aufzustehen. Ich ging hinunter ins Arbeitszimmer, machte mir einen Kaffee und setzte mich an den Tisch. Ich öffnete das Fenster und blickte auf den großen, jetzt blauen See, in den riesigen grünen Park der Villa Serbelloni und durch Lücken zwischen den dichten dunklen Wolken auf die weißen Gipfel der grauen Berge im Hintergrund. Alles voller Farben. Die Luft feucht. Es war friedlich und sehr ruhig; ich drehte das kleine Radio lauter, fand einen italienischen Musiksender und trank meinen Kaffee.

Und dann kam mir auf einmal alles so komisch, so lächerlich vor: Ich saß in einem Studio, wie sie das Arbeitszimmer nannten, im Erdgeschoss dieser Villa, ich hatte einen Computer, einen Drucker, eine kleine,

überwiegend aus Enzyklopädien bestehende Bibliothek, in der sich aber auch noch ein paar andere Bücher fanden, und ich hatte eine Kaffeemaschine, einen Kühlschrank voller Saft und Mineralwasser und eine Schale mit frischem Obst. Ich schaltete den Computer ein und rief mir Schritt um Schritt in Erinnerung, wie man dieses Ding benutzte. Vor einigen Jahren hatte ich zwar gelernt, damit zu schreiben, aber ich zog die Schreibmaschine vor, überwiegend schrieb ich sogar von Hand. Mit Kugelschreiber oder meinem *Parker*. Alles eine Frage der Gewohnheit, aber auch des Geldes, denn mit dem Schreiben hatte ich noch nie so viel verdient, dass ich mir neben all den anderen Sachen, die mir im Leben wichtig waren, auch einen Computer hätte leisten können. Alles, was ich bisher mit dem Schreiben verdient hatte, und das war eine anständige Summe, hatte ich bei zwei Gelegenheiten ausgegeben: das erste Mal auf den griechischen Inseln und beim Vagabundieren durch Athen und Piräus und beim zweiten Mal mit einem guten Freund, mit dem ich mich in Andalusien herumgetrieben hatte. Das war mir damals wichtiger als ein Computer. Aber das war auch schon alles, was ich mit dem Schreiben verdient hatte. Mir war lieber, meine Erzählungen, die in Zeitschriften abgedruckt wurden, mit dem Füllfederhalter zu schreiben oder mit dem Kugelschreiber oder mit der Schreibmaschine, und mein Honorar für die Miete auszugeben. Und irgendwohin zu fahren, wenn was übrigblieb. Das war mir lieber. Und jetzt fand ich dies hier lächerlich und ein bisschen sinnlos. In Belgrad war ich mit meiner Miete einen Monat im Rückstand, und das für ein winziges

Appartement, in das es im Übrigen reinregnete, und vielleicht, dachte ich, schüttete es gerade in Belgrad und vielleicht kam es in meiner winzigen Wohnung gerade zu einer Überschwemmung, weil niemand da war, um Töpfe und Eimer aufzustellen, aber letztlich war mir das alles doch nicht wichtig. Die Wohnung gehörte mir nicht, und es stand auch nichts Wertvolles darin. Ich hatte auch Schulden, keine hohen, aber immerhin Schulden. Und dann, während ich noch darüber nachdachte, schaute ich aus dem Fenster dieser Villa und bemerkte zwei Krähen, die über den Park und über die flachen Hügel voller Olivenbäume und hoher Zypressen davonflogen, und hier, genau unter meinem Fenster, stand sogar ein Orangenbäumchen. Die Krone war grün und es trug Früchte, die fast reif waren. Ich war so weit weg von allem.

An diesem Tag aß ich zum ersten Mal in der Villa Serbelloni zu Mittag. Ich teilte den Tisch mit Herrn Menhudi Winter von der Brandeis University in Amerika, Professor für Komposition an der Fakultät für Musik, und Frau Jarkin Kirskilowa, Professorin für Literatur aus Kirgisien und Gastprofessorin an der Universität in Rom, die, wie sie mir erzählte, gerade an einer komparatistischen Studie zum Roman des zwanzigsten Jahrhunderts arbeitete. Ich war frisch rasiert und gekämmt, trug das einzige Sakko, das ich besaß, und setzte mich zu ihnen an den riesigen runden Tisch. Als die aus Kirgisien stammende Professorin hörte, dass ich aus Serbien kam, erzählte sie mir, sie sei seit ihrer Ankunft in Bellagio jeden Morgen aufs Neue verwundert und verwirrt und frage sich, was sie eigentlich hier zu suchen habe. Darauf entgegnete ich, mir sei es an diesem Morgen ge-

nauso ergangen. Mit Sicherheit würde auch ich mir diese Frage den ganzen kommenden Monat stellen. Professor Menhudi, ein offenbar gesprächiger Herr, bemerkte, dies hier sei in jedem Fall ein hervorragender Ort, um zu arbeiten und sich zu entspannen. Ich konnte mir nicht vorstellen, wie man an einem solchen Ort überhaupt arbeiten konnte. Herr Menhudi erzählte dann noch ein paar Witze, von denen ich nicht einen witzig fand, vielleicht verstand ich sie aber auch nicht, weil er sie für meine Englischkenntnisse viel zu schnell erzählte. Ich trank ein Glas Weißwein und ging hinaus, um eine Zigarette zu rauchen. In der Villa war das nicht erlaubt. Im Übrigen war das eine gute Ausrede, dem geselligen Beisammensein im Salon bei Kaffee und Tee zu entkommen.

Obwohl es feucht und kühl war, lief ich eine Weile durch die Gegend, über schmale Waldwege bis zu einem Turm, der von einer alten Befestigung auf der Hügelkuppe oberhalb des Dorfs Bellagio übriggeblieben war. Irgendwann hatte ich mich natürlich verlaufen, ich war, genauer gesagt, im Kreis gelaufen und zweimal an derselben Stelle vorbeigekommen, an einem Brunnen. Und weil es ein Zeichen von Müdigkeit ist, wenn man anfängt, die Orientierung zu verlieren, kehrte ich in meine Wohnung zurück, ging hinunter in mein Studio, kochte mir einen Tee und fand eine Zeitung, die *International Herald Tribune* auf dem Tisch. Ich bekam also sogar Post. Der französische Fußballklub *Lyon* hatte Belgrads *Crvena Zvezda* 3:2 besiegt, und im Kosovo waren wieder Zivilisten zu Tode gekommen. Ich legte die Zeitung weg und setzte mich an den Tisch. Ich wollte diese Zei-

tung nicht lesen. Vielleicht hätte ich etwas arbeiten sollen, aber an einem solchen Ort war mir das unmöglich. Ich schlief ein, weil ich von der Reise immer noch müde war. Schon lange war ich nicht mehr an einem so friedvollen und so ruhigen Ort gewesen. Ich schlief bis zum Abend.

Um halb acht ging ich zum Abendessen. Es herrschte Kra-wattenzwang, so hatte man es mir gesagt. Ich hatte mich entschuldigt und erklärt, ich trüge nie Krawatten, ich hatte auch nur eine einzige, eine gelbe mit roten Punkten, sehr exzentrisch, die ich in der bierseligen Nacht vor meiner Abfahrt von meinem Freund Chucky zum Abschied geschenkt bekommen hatte, damit ich für genau solche Gelegenheiten gewappnet wäre. Ich band sie nicht um, weil sie für meinen Geschmack zu schrill war, aber anstandshalber knöpfte ich mein Hemd bis oben hin zu. Vor dem Abendessen trank ich einen doppelten Bourbon und dann noch einen zweiten, und als ich mich gerade noch einmal bedienen wollte, nahm mir der Kellner das Glas aus der Hand und sagte freundlich, es sei jetzt Zeit, mich im großen Speisesaal an die Tafel zu setzen, weil gleich das Abendessen serviert werde. Ich antwortete zwar: »In Ordnung«, natürlich auf Englisch, aber insgeheim fürchtete ich, dass das Trinken vielleicht zum Problem werden könnte. Den Kellner hatte ich schon am ersten Abend kennengelernt, gleich nach meiner Ankunft, und er hatte mir erzählt, seine Frau sei Ungarin, sie seien schon einmal in Belgrad gewesen und das hätte ihnen sehr gut gefallen. Na ja, er hatte wohl Anweisung, den Gästen gegenüber freundlich zu sein. Während des

Abendessens leerte ich mehrere Gläser Wein und der Kellner schenkte mir lächelnd immer wieder nach, hervorragenden Rotwein aus der Toskana. Später erklärte ich ihm, dass auch dies, neben vielem anderen, etwas sei, das es in Belgrad nicht gebe: guter Wein. Und damit gab ich ihm zu verstehen, dass ich eine Schwäche dafür hatte und dass er, was mich betraf, nicht am Wein sparen musste. Der Kellner nickte nur lächelnd, er hatte verstanden.

Im Laufe des Abends schilderte ein Typ aus Ghana, ein Schwarzer natürlich, wie er und seine Kollegen die Malaria erforschten und warum die Eindämmung dieser ansteckenden Krankheit in manchen afrikanischen Ländern unmöglich sei. Ich konnte nicht alles bis ins Kleinste verstehen, aber ich hörte auch nicht sehr aufmerksam zu. Malaria. Da konnte ich nun wirklich nichts tun, und außerdem starrte mich ein Mann von der anderen Tischseite ständig an. Er beobachtete, wie ich ein Glas Rotwein nach dem anderen leerte. Der alte Herr war Professor an der Universität Toronto, wir hatten uns vor dem Abendessen bekannt gemacht, und ich hatte seinen Nachnamen noch im selben Moment wieder vergessen, dafür aber behalten, dass er an einer Studie über Spanien vom sechzehnten bis zum achtzehnten Jahrhundert arbeitete. So hatte er es mir erklärt. Ein feiner Herr, vielleicht hatte er noch nie gesehen, dass jemand mehr als ein Glas Wein trinkt. Sobald ich alles aufgegessen und ausgetrunken hatte, musste ich raus, um eine Zigarette zu rauchen. Mir wurde klar, dass ich von den insgesamt etwa zwanzig Gästen in der Villa der einzige Raucher war. Niemals hatte ich mich irgendwo so sehr

von allen anderen unterschieden und dabei erschien mir, was ich tat, völlig normal: Zigaretten rauchen, Wein trinken, keine Krawatte, aber immerhin ein Sakko tragen, alles ganz normal. Aber ich war der Einzige, der rauchte. So war das. Ein älterer Herr erschien im Garten und fragte, ob mir draußen nicht kalt sei, und als ich sagte, dass ich nur eine Zigarette rauchen wollte, lachte er laut auf. Weil ich rauche, seit ich sechzehn bin und noch nie versucht habe aufzuhören, fand ich daran gar nichts lustig. Er vermutlich schon, nämlich, dass da jemand wegen einer Zigarette in der Kälte stand. Und das war auch ganz in Ordnung, ich konnte ihn verstehen. Einige sehen keinen Sinn darin, ich schon. Sehr viel Sinn sogar, besonders an solchen Orten, in Rockefellers Garten. Später ging ich wieder in den Salon zurück, in dem alle beisammenstanden und plauderten. In einer Ecke bemerkte ich ein Rolltischchen mit Getränken. Ich goss mir ein Glas Cognac ein. Und dann nahm ich die ganze Flasche mit und leerte sie nach und nach, während ich mir im Salon die Bilder, die Möbel und die Menschen ansah und sogar mit einigen von ihnen plauderte.

Später, vor dem Einschlafen, drehte ich an den Knöpfen meines Radios und empfing *Voice of America* auf Serbisch. Ich hörte, dass die Tageszeitung *Danas*, in der ich seit ihrer Gründung und bis zum kürzlich erlassenen faschistischen Informationsgesetz Erzählungen und Texte veröffentlicht hatte, jetzt in Montenegro gedruckt wurde, und dass die Lieferung an der serbischen Grenze beschlagnahmt worden war. Danach wurde der Empfang schlechter, zwei Sender funkten durcheinan-

der und ich konnte nicht mehr hören, ob sich in dieser Hinsicht noch etwas ereignet hatte. Vielleicht müsste ich mir eine andere Arbeit suchen, wenn ich nach Belgrad zurückkehrte, aber vielleicht könnte ich auch hier arbeiten, dachte ich, ich könnte die Blätter im Park zusammenfegen, das wäre wirklich eine schöne Beschäftigung. Gärtner sein. Schön. Dann hörte ich *Radio Monte Carlo*, die spielten die beste Musik, und so schlief ich ein, wieder mal. Zum dritten Mal innerhalb von so kurzer Zeit. Ich war müde. Alles wirkte einschläfernd auf mich, diese Stille über dem See und in der Villa Maranese, dieser Frieden, die plötzliche Umgebungsveränderung, eine große Veränderung. Alles war so anders, dass es mich betäubte.

Die Sonne weckte mich. Hell drang sie durch das große Fenster ins weiße Zimmer und schien mir genau ins Gesicht. Ich stand auf und riss das Fenster weit auf. Noch nie hatte ich beim Aufwachen einen schöneren Ausblick gehabt als den durch dieses Zimmerfenster an diesem wundervollen Morgen. Nein, bestimmt nicht, niemals. Es war warm und die Luft war klar, frisch, aber warm. Am Himmel stand nicht eine einzige Wolke. Ich sah den blauen See und die dunklen Gipfel der umliegenden Berge. Einige Gipfel schimmerten weiß im Schnee. Das waren die Alpen. Die Farben waren klar, kräftig, eine Augenweide, so viel Grün um den dunkelblauen See. Ich beeilte mich hinauszukommen.

Ich wollte Richtung Dorf, aber kaum war ich im Garten vor der Villa, da lief mir einer dieser Schwarzen aus Ghana über den Weg, die ich damals noch nicht auseinanderhalten konnte. Er hielt mir seinen Fotoapparat hin und bat mich, ihn mit der Villa Serbelloni im Hintergrund zu fotografieren. Er zeigte mir, wie man seinen Apparat bediente, und stellte sich dann in Position; mit den Händen an den Hüften und einem versonnen in die Ferne gerichteten Blick wartete er darauf, dass ich auf den Auslöser drückte. Er bewegte sich nicht, bis ich geknipst hatte, dann veränderte er seine Pose, breitete die Arme aus und streckte sie der Sonne entgegen, wobei er lachend in die Kamera schaute. Mir wurde klar, dass er das bewusst machte, diese beiden Posen direkt hintereinander, und dass es damit irgend-

etwas auf sich hatte, vielleicht war es ein Brauch oder ein Ritual. Ich fotografierte ihn zweimal, dann verabschiedeten wir uns und ich ging zum Dorf hinunter, wofür ich erst einmal das mit der Aufschrift *private property* versehene Tor aufschließen musste, durch das man auf den Hügel gelangte; als ich es hinter mir zuschlug, fühlte ich mich albernerweise wieder irgendwie vornehm. Genau in diesem Augenblick gingen zwei junge Mädchen vorbei, deshalb blieb ich kurz stehen, streckte mich und ging dann in die Hocke, um mir die Schnürsenkel zuzubinden. Und um den beiden nachzusehen. Sie hatten hübsche Hintern.

Bellagio ist ein schöner kleiner Ort am Fuß der Alpen und ziemlich mediterran, von engen Straßen durchzogen, die man schnell, innerhalb einer halben Stunde, abgelaufen hat. Am Kai entlang des Ufers stehen viele Palmen, und es war seltsam, unter Palmwedeln zu stehen und auf die verschneiten Alpen in der Ferne zu sehen. Die teuren Geschäfte, Luxuswagen und gut angezogenen Menschen, die ich bemerkte, machten mir klar, dass dies kein normales Dorf war, sondern ein Ort, an dem reiche Menschen lebten. Es ist nicht schlecht, reich zu sein, dachte ich, eine Yacht zu besitzen, ein Haus an diesem See, all diese Mäntel, Hemden, Jacken, Schuhe und Pullover für mehrere hundert oder gar tausend Dollar zu kaufen. Aber es ist auch nicht schlecht, wenn man nicht reich ist und nichts von all dem hat, weil all das nicht wirklich etwas mit dem Leben an sich zu tun hat. Deshalb machte ich vor dem Schaufenster einer Weinhandlung Halt, denn hier fand ich, was mich wirklich interessierte und was mit mei-

nem Leben zu tun hatte, nämlich Wein: italienischen, aus den unterschiedlichsten Regionen, aber auch französischen, chilenischen, kalifornischen, deutschen, australischen, portugiesischen ... Das interessierte mich. Ich hätte gern alle diese Weine probiert. Sie waren wahnsinnig teuer. Ich war schwer in Versuchung, aber ich ging nicht hinein, sondern nahm mir nur vor, mir zu merken, wo sich dieses Geschäft befand, und wenn ich einmal alles satt hätte, dort oben in der Villa, so dachte ich, weil man ja alles irgendwann mal satt haben kann, dann würde ich zu diesem Geschäft gehen und mir eine Kiste guten Rotwein kaufen, und ich würde auf den Hügel steigen, um den Ausblick zu genießen und mich zu betrinken. Da war mir irgendwie wieder leichter ums Herz und ich konnte auch zur Villa zurückgehen, zum Mittagessen.

Beim Essen wurde mir klar, dass mich noch etwas von den anderen unterschied: Ich aß viel schneller als alle anderen Gäste. Und danach rülpste ich als Einziger, aber so, dass es keiner merkte. Schon als Kleinkind hatte ich die Angewohnheit, mir Mund und Bauch vollzustoßen, ohne das Essen besonders zu genießen, sozusagen, um die Angelegenheit schnell hinter mich zu bringen und Zeit für anderes zu haben. Ein paar Spiegeleier und gut ist's. Das ist heute noch so. Diese Literaturprofessorin aus Kirgisien, Frau Kirskilowa, die so um die fünfzig war, fragte mich, ob der Roman, den ich schreibe, politisch oder psychologisch sei.

»Welcher Roman?«, fragte ich.

»Nun ja, ich habe gelesen, dass Sie Ihr Stipendium bekommen haben, um hier einen Roman zu schreiben«,

sagte sie. »Ach ja, das hab ich in das Anmeldeformular geschrieben. Sicher, den werde ich schreiben, ich schreibe schon«, sagte ich.

»Und?«

»Was?«

»Na, ist er politisch oder psychologisch?«, hakte sie nach.

»Keine Ahnung. Psychologisch wahrscheinlich«, sagte ich.

Ich merkte, wie mir die Brust eng wurde. Ich kannte das, es passiert mir immer in solchen Situationen, bei solchen Gesprächen, dann schnürt es mir alles zu, alles wird zu eng, nicht nur die Brust, selbst die Schuhe fangen an zu drücken. Ich öffnete den obersten Hemdknopf. Dann fragte mich die Professorin plötzlich, ob ich an Gott glaube, und ich antwortete, dass ich auch das nicht wisse. Oh Mann, warum musste ich ausgerechnet neben dieser Frau sitzen? Sie erzählte, dass sie früher nicht an Gott geglaubt habe, aber im Laufe der Zeit sei sie religiös geworden. Ich sagte, das sei interessant, und fragte sie, ob es mit dem Zerfall der Sowjetunion zusammenhänge. Das kam wohl blöd und unverschämt rüber, obwohl ich es nicht so gemeint hatte. Sie sagte, dass es natürlich nicht damit zusammenhänge. Im Scherz fügte ich noch hinzu, bei mir sei es umgekehrt, ich sei früher religiös gewesen und jetzt nicht mehr. Das fasste sie zuerst als ernst zu nehmendes Problem auf, weil ich gut zwanzig Jahre jünger war als sie, aber dann deutete sie es als Zeichen meiner Unreife und begann zu lachen, und ich war sehr damit einverstanden, dass sie mich für unreif hielt und mich nun in Ruhe lassen würde. Genau das wünschte ich mir. Dumm und unreif

sein, das war die ideale Ausgangsposition für mich, solche Leute werden nicht genervt. Und so konnte ich schön weiteressen, hervorragende Spinat-Käse-Klößchen, und dazu natürlich wieder hervorragenden Rotwein trinken. Die Dame gab allerdings nicht auf.

»Ich glaube, jeder Mensch sollte sich mit seiner eigenen Religiosität auseinandersetzen«, sagte Frau Kirskilowa ausgesprochen ernst.

»Ich glaube, mich interessiert es mehr, die Menschen zu beobachten, von mir aus auch ihr Verhältnis zu welcher Religion auch immer«, antwortete ich.

»Aber muss sich denn nicht jeder für die Existenz Gottes interessieren?!«

»Es sollte niemanden interessieren, ob ein anderer gläubig ist oder nicht. Ehrlich gesagt ist es doch wirklich absolut bescheuert, sich dafür zu interessieren, jeder sollte sich um seinen eigenen Kram kümmern«, sagte ich. Ich hatte genug von diesem Gespräch und musste es irgendwie beenden.

Dann schwiegen wir beide, sie dachte nach und kaute auf dem Essen herum, ich trank meine Flasche Wein aus und ging hinaus.

Nach dem Mittagessen beschloss ich zum ersten Mal, auf den Hügel zu steigen. Er hieß *Tragedia*. Ich weiß nicht, warum. Und ich hatte auch noch niemanden danach gefragt. Für mich war alles unbekannt, und irgendwie wünschte ich mir, dass einiges zumindest vorläufig so blieb, unbekannt.

Zunächst ging ich zurück in die Wohnung, steckte eine kleine Landkarte ein, die ich in der Bibliothek gefunden hatte, und packte meinen Pullover in einen Rucksack.

Dann stieg ich über steile und enge Waldpfade bergauf. Ganz oben wehte ein heftiger und kalter Wind von der Schweiz über den See herüber. Ich blieb eine Weile dort sitzen, weil der Blick auf die Berggipfel und den darunterliegenden riesigen See sehr schön war. In der Ferne waren auch Schneegipfel zu sehen, in zweiter Reihe, viel höher als die anderen, aber auch sie gut zu erkennen. Es wurde kalt und ich zog den Pullover über. Ich blieb lange sitzen. Es war seltsam, der Hügel war nicht hoch, aber tatsächlich war es hier sehr viel kälter als unten im Garten der Villa. Das kam vom Novemberwind, der von den Alpengipfeln herüberwehte.

Später ging ich auf noch steileren und engeren Pfaden an der Rückseite des Hügels auf einem anderen Weg hinunter und gelangte direkt zum Seeufer. Das Wasser lag so ruhig da. Ich stand auf einem nassen Felsbrocken und es schwappte sacht über meine Schuhe. Es war sauber und klar, unterschied sich nicht von Meerwasser. Ich tauchte meine Hand hinein. Es war eisig. Dann beobachtete ich, wie ein Segelschiff mit aufgeblähten Segeln über den See jagte. Ich stand auf meinem Felsen und beobachtete das alles.

Schließlich hatte ich genug von dem ganzen Beobachten und Laufen für diesen Tag. Ich hatte es reichlich ausgekostet, wirklich.

Ich ging zurück in mein Zimmer und streckte mich auf dem Bett aus, genau das wollte ich, um nichts zu vergessen, über alles nachzudenken, alles irgendwo aufzubewahren, für Zeiten im Leben, in denen ich es bräuchte. Und ich würde es brauchen, so etwas braucht man immer mal wieder, dachte ich und wartete darauf,

dass es dunkel wurde.

Abends wollte ich gern das Fußballspiel *Partizan Belgrad* gegen *Lazio* Rom sehen und hatte vor dem Abendessen mit dem Kellner abgesprochen, dass er im Fernsehzimmer, das sich im zweiten Stock der Villa befand, alles dafür herrichtete. Gegen halb neun, während des Essens, kam er zu mir und flüsterte mir ins Ohr, dass das Spiel beginne. Ich stand hastig auf, wischte mir den Mund mit der Serviette ab und entschuldigte mich bei den anderen Gästen, sodass es aussah, als müsse ich dringend ans Telefon. So hatten wir es verabredet, der Kellner und ich. Er war ein prima Kerl, dieser Kellner, sein Name war Gregorio. Er war ganz anders als die Gäste. Mit ihm konnte ich leichter kommunizieren. Er brachte mich ins Fernsehzimmer im zweiten Stock, ich ließ mich in den Sessel fallen und schaltete den Fernseher ein. Als das Spiel angepfiffen wurde, gab der Professor für Komposition, Herr Menhudi Winter, gerade ein Solokonzert in einem der Säle der Villa Serbelloni. Ich hatte mich trotzdem für das Fußballspiel entschieden und dafür, mit einem Glas Rotwein in der Hand in einem Sessel zu sitzen. In der Halbzeit wanderte ich durch die Korridore, sah mir alte Bilder an, Skulpturen, Vasen und goldene Kerzenhalter. Der Marmorboden glänzte. Leise Musik war zu hören, und in den Pausen gab es im Konzertsaal lauten Applaus. Sie hörte sich gar nicht schlecht an, diese Musik. Ich blieb ein wenig im Korridor stehen. Lauschte der Musik. Die Töne wehten durch die langen und leeren Korridore der großen Villa. Niemand war da außer mir, auch niemand vom Personal. Nur die Musik. Das war nicht schlecht. Ich hörte

eine Weile zu. Dann ging ich zurück ins Fernsehzimmer und stellte den Ton lauter. Im Stadion riefen die Fans: »*Srbija! Srbija!*« Und die Italiener gewannen.

Ich hatte noch nie in meinem Leben eine Krawatte getragen und beschloss trotzdem, am nächsten Abend genau dies zu tun. Nicht dass ich diesbezüglich eine besondere Überzeugung hätte, ich bin weder stolz darauf noch bedauere ich es, aber ich war einfach nur noch nie, niemals in der Situation gewesen, eine tragen zu müssen. Ich musste es auch jetzt nicht, aber als ich wach wurde, rechnete ich ein bisschen herum. Von Rockefeller hatte ich 500 Dollar bekommen, als Taschengeld sozusagen, das legte ich zu dem Geld, das ich mitgenommen hatte, und zählte alles zusammen. Ich hatte genug. Dann zog ich mich an, ging ins Dorf, in eine dieser Boutiquen, in denen die Preise nicht so überteuert waren, obwohl in Bellagio einfach alles teuer war, und kaufte dort sogar ein neues Hemd, aber eben auch eine Krawatte. Die Verkäuferin war freundlich, eine Frau mittleren Alters. Sie wartete geduldig, während ich eine Krawatte aussuchte. Es gab Dutzende, und am Schluss entschied ich mich für eine dunkelblaue mit noch dunkleren, fast unsichtbaren, violetten Punkten. Ich überlegte kurz, mir von der Verkäuferin zeigen zu lassen, wie man eine Krawatte bindet, aber dann war es mir doch zu peinlich, sie darum zu bitten. Ich ging schnell zur Villa zurück und in mein Zimmer, zog das neue bordeauxrot und blau gestreifte Hemd an und versuchte, mir die Krawatte selbst zu binden. Erst gelang es mir nicht, obwohl ich mir wirklich große Mühe gab, doch dann bekam ich plötzlich etwas hin, das fast wie ein ordentlicher Krawattenknoten aus-

sah. Na ja, vielleicht sah es auch nur für mich so aus, jedenfalls ließ ich den Knoten so, zog mir die Krawatte vorsichtig über den Kopf und warf sie, für den Abend vorbereitet, über die Sessellehne.

Beim Mittagessen saß ich mit einer Frau und drei Männern zusammen. Das waren die schwarzen Wissenschaftler aus Ghana, die Infektionserkrankungen im ruralen Afrika erforschten. Einer von ihnen riss die ganze Zeit Witze, knabberte *Grissini* und spielte an den kleinen Gewürzstreuern herum. Das schien der Schwarzen, die neben ihm saß, nicht zu gefallen. Während des Essens hatte ich die ganze Zeit das Gefühl, dass sie mich musterten. Es musste an ihren Augäpfeln liegen, die sich strahlend weiß vom Schwarz ihrer Haut abhoben. Der, der die Witze riss, fragte mich, ob ich schon einmal in Afrika gewesen sei. Ich sagte nein, noch nie, aber dass ich gern einmal dorthin wolle. Das war, ehrlich gesagt, eine Höflichkeitsfloskel. Daraufhin lud er mich ein, jederzeit, wann immer ich wolle, zu ihnen nach Ghana zu kommen. Das war auch eine Höflichkeitsfloskel. Und dann folgte eine dritte, als ich sagte, dass ich das wirklich gerne tun würde.

Der Kellner fragte mich, wie mir das gestrige Fußballspiel gefallen habe. Ich antwortete, es sei gut gewesen, und bat ihn, mir Wein einzuschenken. Das tat er.

Herr Menhudi Winter, der Professor für Komposition, war mir gegenüber ziemlich kühl, aber eigentlich war er allen gegenüber kühl, er grüßte mich nur kurz, zwinkerte einmal und nickte. Ich grüßte zurück, nickte auch, aber kühl. Das machten alle, hatte ich bemerkt. Wahrscheinlich war es leichter so. Und schneller. Mir kam es

entgegen.

An diesem Nachmittag stieg ich zu der Bank hoch, die irgendwo auf halber Höhe des Hügels oberhalb der Villa und des Dorfs stand. Diese Bank hatte ich mir ausgesucht, um zu faulenzten. Zuvor hatte ich im Zimmer den dicken, grünen Wollpullover aus dem Schrank geholt, den ich nun seit fast zehn Wintern trug und glücklicherweise nicht mitzunehmen vergessen hatte. Ich entdeckte, dass ihm die Motten anscheinend schon in Belgrad zugesetzt hatten und zählte insgesamt sieben Löcher. Und ich hatte es jetzt erst bemerkt. Einen Augenblick lang war ich verzweifelt. Dann zog ich ihn trotzdem an, darüber die Windjacke und ging auf den Hügel, weil da sowieso niemand wäre, der die Löcher in meinem Pullover sehen würde.

Ich streckte mich auf der Steinbank aus, die warm war, weil sie den ganzen Tag von der Sonne beschienen wurde. Ich wusste nicht, wie alt sie war, aber in einer der Broschüren, die ich unten in meinem Studio gefunden hatte, stand, dass die meisten Sachen hier wohl aus dem achtzehnten Jahrhundert stammten. Die Bank war so geformt, dass man sich, auf der Seite liegend und auf den Ellbogen gestützt, auf ihr ausstrecken und sich von einem Diener Trauben bringen lassen konnte. Ich las mein Buch, ohne Diener und Trauben, und wartete auf den Sonnenuntergang, wobei ich das Lesen manchmal kurz unterbrach, um die Vogelrufe zu zählen. Unterschiedliche Töne, unterschiedliche Vogelarten. Um genau halb fünf leuchtete die Westseite des Sees auf, die Sonne ging unter, und auf dem Wasser brach sich das Licht in einem wundervoll golden angehauchten Pflirsichton. Deshalb sah ich auf die Uhr, ich wollte wissen,

wann sich das abspielte, zu welcher Uhrzeit genau. Ich mochte nicht mehr lesen. Die Farben bewegten sich, flossen über, glitten die Berge hinab und erreichten über die dunklen Wälder das Wasser des Sees, wo sie mit Hilfe der Sonne, die dieses ganze Spiel entfacht hatte, untergingen. Zur gleichen Zeit sah ich am Ostufer, wo die Wasseroberfläche schon viel, viel dunkler war, vier Fischerboote, die mit je einem Mann an Bord vor sich hindümpelten. Sie waren nicht weit entfernt. Ich konnte die Stimmen der Fischer hören. Sie schallten bis zum Hügel und zu der Bank herauf, von der aus ich alles in mich aufnahm, alles sah und alles hörte. Es war wunderschön.

Etwas später bereitete ich mich auf das Abendessen vor. Ich rasierte mich, schlüpfte in das neue Hemd, zerrte die Krawatte über den Kopf, zog das Sakko über und hatte meinen Spaß an diesen Sachen. Ich machte mich fein, und zum ersten Mal in meinem Leben trug ich eine Krawatte. Obwohl ich dem Knoten nicht so ganz traute, lachte ich einmal sogar laut auf. Die Krawatte sah, für mich zumindest, wirklich so aus, als sei sie ganz normal gebunden. Und ich hatte auch keine Lust mehr, mich damit zu beschäftigen.

Ich ging etwas früher zum Essen in die Villa Serbelloni, stellte mich an die Bar und ließ mir einen doppelten Bourbon geben. Der Kellner Gregorio klopfte mir auf die Schulter, ihm gefiel das mit der Krawatte und dass ich mich langsam eingewöhnte, was ich ja auch wollte und worum ich mich bemühte. Ich zwinkerte ihm kurz zu und nahm mir noch einen Bourbon. Er zwinkerte zurück. Er nahm mir nicht mehr das Glas

aus der Hand, deshalb war ich ausgesprochen gut gelaunt. Ich hatte Fortschritte gemacht: ein wohlherzogener, feiner, gepflegter junger Mann mit Krawatte. Und verrückt nach Bourbon. Mein Kellner schenkte mir mit einem Augenzwinkern nach. Das Zwinkern hatte es ihm offensichtlich angetan. Ich war rundum zufrieden. Und dann wurde es Zeit, in den großen Speisesaal mit den beiden mächtigen langen Tischen hinüberzugehen. Ich behielt mein volles Glas Bourbon in der Hand und fand mich an einem Tisch mit drei intellektuellen Omas wieder, grauhaarige Damen wie aus amerikanischen Filmen, die immer *Oh, God!* und *Oh, dear!* sagen. Sie unterhielten sich und ich lächelte nur und nippte an meinem Drink. Später, als ein wirklich sehr leckeres Gericht serviert wurde, gratinierter Lauch mit einer köstlichen Sauce, wechselte ich zu Rotwein. Irgendwann gegen Ende des Abendessens stand eine der alten Damen auf und klopfte mit der Gabel an ihr Glas. Der helle Klang durchschnitt die Luft und breitete sich im ganzen Raum aus. Alle verstummten und sie hielt eine Rede auf die andere alte Dame, die neben ihr saß und, wie ich schlussfolgerte, aus der Villa abreisen würde. Sie hatten sich hier kennengelernt und direkt als Schwestern im Geiste erkannt. So drückte die erste Dame sich aus. Es folgte lauter Applaus. Ich applaudierte auch. Dann hielt die dritte alte Dame eine Rede aus demselben Grund, auf dieselbe alte Dame, mit fast denselben Worten, nur dass sie noch hinzufügte, sie sei unermesslich glücklich, einen solchen Menschen kennengelernt zu haben, der so viel Verständnis für jeden Menschen aufbringe, und der so vieles wisse und alles

verstehe. Sie sagte das wirklich ganz genau so, diese Dame verstehe alles. Die alte Dame, von der gesprochen wurde, die so verständnisvoll war, erhob sich, um sich zu bedanken, und als sie sich wieder setzte, vergoss sie ein paar Tränen. Sie freute sich über die Worte, die sie gehört hatte, überhaupt freute sie sich über alles und weinte noch ein bisschen. Es war interessant, alles zu beobachten und dabei einen guten Wein zu trinken, der perfekt dazu passte, zum Beobachten dieser Leute, dieser Gesellschaft. Aber um ehrlich zu sein, als wir später einen ausgesprochen köstlichen Seefisch mit allerlei gedünstetem Gemüse verspeisten, zogen die drei über eine Frau her, die aus Neuseeland in die Villa Serbelloni gekommen war. Sie bezeichneten sie als furchtbar gewöhnlich und schrecklich dumm, sodass man sich mit ihr überhaupt nicht unterhalten könne. Und jede erzählte, wie sie es versucht habe, aber vergeblich, diese Frau aus Neuseeland sei einfach so ganz und gar uninteressant. Wirklich genau wie diese *Golden Girls* aus den Filmen. Schließlich stand ich auf und verabschiedete mich von ihnen. Die alte Dame, die abreiste, sagte leise und freundlich zu mir: »Auf Wiedersehen und machen Sie es gut.« Ich sagte: »Das werde ich.« Draußen nahm ich die Krawatte ab, aber ohne den Knoten zu lösen, brachte sie in meine Wohnung und legte sie ordentlich über den Stuhl. Ich hatte immer noch ausgesprochen gute Laune und wollte diese noch ein bisschen verbessern, deshalb ging ich hinunter ins Dorf. Bellagio war ganz offensichtlich ein ruhiger, ganz familiärer kleiner Ort. Fast alles hatte geschlossen. In den Restaurants, die geöffnet hatten, saßen Paare oder Fa-

milien und aßen zu Abend. Ich fand eine Bar, in der nur Männer waren, die um die Theke herumstanden und auf einen Bildschirm starrten. Ich ging nicht hinein. Dann fand ich eine Bar, in der niemand war, sie hieß *Spiritual*. Ich ging hinein. Ich setzte mich an die Theke und bestellte auf Italienisch ein Glas Wein. Das Mädchen hinter der Theke fragte mich, ob ich gut Italienisch könne. Das fragte sie mich in schlechtem Englisch, und ich antwortete in meinem Englisch, das auch schlecht war, aber immer noch viel besser als ihres, dass ich überhaupt kein Italienisch könne. Wir stellten uns vor. Sie hieß Alda und war sehr schön, mit hellbraunen, langen Locken und grünblauen Augen; sie hatte ein zartes, klares Gesicht mit feinen Zügen, glatter Haut und einem Teint, der etwas dunkler war als ihr Haar. Wir unterhielten uns, aber das kann man unmöglich wiedergeben. Ihr Englisch reichte gerade mal, um jemanden zu fragen, ob er Italienisch könne. Dann begriff ich, dass sie auch wissen wollte, wie lange ich schon in Bellagio sei, und ich sagte, dass ich vor vier Tagen angekommen sei, aber sie verstand mich nicht. Daraufhin malte sie dreißig Striche und schrieb dazu *November*, das war es ja auch, und ich strich vier Striche aus, das waren die vier Tage, und dann sagte sie: »*Ah, sì, sì*«. Sie hatte verstanden. Ich hatte es ihr irgendwie erklären können. Dann verstand ich, dass sie mich fragte, wo ich untergekommen sei. Ich zeichnete den Hügel und schrieb *Tragedia* darauf, ich zeichnete die Villen, die Türen und Fenster, und mit einem Punkt markierte ich die Villa und das Fenster, wo das Appartement war, in dem ich wohnte. Das reichte ihr. Das verstand sie na-

türlich. So kommunizierten wir. Und weil außer uns niemand da war, machten wir weiter damit. Wir gesticulierten heftig, sprachen einige Wörter und zeichneten und schrieben auf ihren Block. Überwiegend zeichneten wir. Es war interessant. Später kam ihre Kollegin; sie hieß Dora und konnte etwas besser Englisch, aber dadurch bestätigten wir nur noch einmal die Richtigkeit all dessen, was Alda und ich durch Bilder ausgetauscht und einander bereits erklärt hatten. Das war alles interessant. Dann kamen fünf junge Kerle in die Bar, *Juventus*-Fans. Sie grölten Fangesänge. Einer handelte von Del Piero, einem der *Juventus*-Spieler. Sie waren angetrunken und fragten mich, wo ich herkomme. Aber als ich antwortete, dass ich aus Serbien sei, war ihnen das völlig egal, ich hätte den Namen eines beliebigen Staates nennen können. Dann fragten sie mich, ob ich *Juventus* möge, das war ihnen nicht egal, es war am allerwichtigsten für sie, und ich sagte, dass ich *Juventus* sogar sehr möge, und darauf bestellten sie mir noch mal Rotwein. Ich blieb noch eine ganze Weile und betrank mich mit ihnen. Sie sangen und grölten, Alda und Dora lachten, und irgendwann bezahlte ich meine Getränke und ging. Ich verabschiedete mich auf Italienisch von Alda, nahm den Stift und das Papier, das uns bei unserer Unterhaltung geholfen hatte, kreiste einen weiteren Strich ein, im Voraus, und deutete mit dem Finger auf mich. Das sollte heißen, dass ich am nächsten Tag wiederkommen würde. Sie zeichnete ein Glas neben den Strich und malte es aus, sodass man sah, dass es voll war, und deutete mit dem Finger auf sich. Das sollte wohl heißen, dass ich auch morgen zum Wein-

trinken zu ihr kommen sollte. So hatte sie es wohl gemeint. Alles war gut so, wie es war. Als ich nach Mitternacht, so gegen eins, den Weg hinaufstieg, lag der Hügel Tragedia in völliger Finsternis da. Ich ging in mein Appartement und schlüpfte betrunken unter die Decke. Und schlief ausgesprochen gut gelaunt ein, ganz genau so, wie ich mich schon den ganzen Tag gefühlt hatte, sogar ohne mein Radio einzuschalten.

Das Zimmermädchen weckte mich. Sie sprach mit sich selbst, als sie ins Zimmer kam, sicher war sie überzeugt, dass ich schon längst ausgegangen war, um kurz nach zehn am Vormittag. Ich zuckte zusammen und sie war entsetzt. Sie bekam einen solchen Schreck, dass sie sogar ihre Putzlappen fallen ließ. Dann entschuldigte sie sich mehrmals, ein bisschen auf Englisch, aber mehr auf Italienisch.

»Nein, nein, es ist alles in Ordnung, gar kein Problem, wirklich, es ist Zeit aufzustehen«, sagte ich.

Ich stand auf, nur mit einer Unterhose an. Sie blieb verlegen in der Tür stehen.

Dann sagte sie: »Entschuldigen Sie bitte. Ich warte draußen, Sie müssen sich nicht beeilen«, und verließ das Zimmer.

Ich wusste nicht, warum ich so lange schlief, aber langsam gewöhnte ich mich daran. Wahrscheinlich, weil alles so ruhig und so friedlich war. Vollkommene Ruhe. Das machte mich schläfrig, das und natürlich der Wein und dieses Leben ohne jegliche Verpflichtung. Ich musste gar nichts tun, ich tat nur das, wozu ich Lust hatte. Das Zimmermädchen stand vor der Tür, rauchte eine Zigarette und wartete ruhig. Alles war ruhig, und alle waren ruhig. Ich machte mich fertig und ging ins Arbeitszimmer. Dort schenkte ich mir Kaffee ein, nahm einen Saft aus dem Kühlschrank und setzte mich an den Tisch. Ich war auch ruhig.

Vielleicht könnte ich ja auch irgendwas tun, dachte

ich und schaute lange aus dem Fenster. Ich sah Rauch, der oben auf dem Hügel aus dem Wald aufstieg. Der Himmel war klar. Bronzefarbene Baumwipfel hoben sich von denen in hellerem und dunklerem Grün ab. Die Zypressen in der Ferne waren dunkel, fast schwarz. Ich sah eine kleine schwarze Amsel, die aus einem Busch kam, über den Weg vor meinem Fenster hüpfte und dann plötzlich aufflog und in einem anderen Busch verschwand. Vielleicht könnte ich ja wirklich etwas tun, aber nur vielleicht. Und dann tat ich etwas. Ich schaltete den Computer an und schrieb drauflos, tippte Buchstaben, schrieb etwas völlig Sinnloses, und als mich der Computer fragte, ob er speichern solle, klickte ich auf NEIN.

Später, beim Mittagessen, fragte mich Frau Kirskilowa, warum ich am Vorabend nicht beim Konzert gewesen sei.

»Bei welchem Konzert?«, fragte ich.

Ich hatte das Konzert vergessen.

»Herr Menhudi hat wieder gespielt, es war ein ganz besonderes Konzert zu Ehren von Frau Mary, es war wundervoll«, sagte sie.

»Ich war verhindert. Und wer ist Frau Mary?«

»Oh, aber Sie haben doch gestern beim Abendessen neben ihr gegessen, können Sie sich nicht daran erinnern? Sie haben sogar mit ihr gesprochen. Sie müssen sich doch daran erinnern? Sie ist heute leider abgereist.«

»Ich wusste nicht, dass sie so heißt«, sagte ich.

»Ja, ja, so heißt sie. Eine wunderbare Frau«, sagte sie.

Da kam Herr Menhudi hinzu und setzte sich neben

mich. Er lächelte mich an und wir begrüßten uns. Ich weiß nicht warum, aber er war herzlich. Er sagte, ich sähe heute sehr ausgeruht und frisch aus, ganz im Gegensatz zu dem Tag, an dem wir uns kennengelernt hätten und ich mich zum ersten Mal in der Villa mit an den großen Tisch gesetzt hatte. Er war sehr freundlich. Ich sagte ihm, dass man hier wirklich gut schlafen könne, und dass es mir gut tue, dass alles so ruhig und friedlich sei, und dass es vielleicht daran läge. Da mischte sich Frau Kirskilowa ein und unterbrach uns:

»Warum kommen Sie nie zum Frühstück?«, fragte sie mich.

»Ich werde nicht rechtzeitig wach«, sagte ich.

»Schreiben Sie nachts?«

»Ja, ja, ich schreibe bis tief in die Nacht.«

»Aber es ist doch schade, dass Sie das Frühstück verpassen, nicht wahr?«

»Ich weiß. Es ist schade, hier überhaupt etwas zu verpassen, aber ich habe wirklich viel zu tun«, sagte ich.

»Arbeiten Sie an Ihrem Roman?«, fragte sie.

»Ja, ich arbeite an meinem Roman«, sagte ich.

»Und, wie läuft es denn so, hier kann man ja wirklich wunderbar arbeiten, nicht wahr?«

»Natürlich, hier kann man wirklich wunderbar arbeiten, und es läuft hervorragend«, antwortete ich.

Frau Kirskilowa kümmerte sich offenbar um alles, sogar um mich, auf jeden Fall wünschte sie sich, dass ich mich in der Villa wohlfühlte. Diese Frau war ebenso anstrengend wie angenehm. Sie erklärte mir, ich könne ein Lunchpaket bestellen, weil es doch nicht gut sei, Mahlzeiten zu überspringen. Und dieses Paket könne ich mitneh-

men und essen, wie und wo immer ich wolle. Das hatte ich nicht gewusst und ich bedankte mich bei ihr für die Information. Wir bekamen große Stücke Krautstrudel, übergossen mit einer Sauce aus frischen Tomatenstückchen, und einen großen Salat. Es schmeckte richtig gut. Herr Menhudi genoss sein Essen hörbar. Er brummte anerkennend, und sobald er geschluckt hatte, machte er: »Mmmm!«

Frau Kirskilowa vertilgte die *Grissini*, die bei jeder Mahlzeit zusätzlich zum Brot auf dem Tisch standen. Sie hatte übrigens einen Goldzahn, der obere Eckzahn, den ich bei einer Unterhaltung bemerkt hatte. Ich sagte ja schon, dass sie aus Kirgisien stammte. Das war jetzt ein unabhängiger Staat, früher aber nur ein kleiner asiatischer Teil der einst riesigen Sowjetrepublik. Ich dachte darüber nach, dass Leute aus der ehemaligen UdSSR oft Goldzähne hatten. Ich überlegte sogar, sie zu fragen, warum das so sei, ließ es dann aber doch bleiben. Und das war dann auch mein letzter Gedanke beim Essen, weil mir nach diesem blöden Gedanken alles langweilig wurde und ich zusah, so schnell wie möglich aus der Villa zu verschwinden. Mir war plötzlich bewusst geworden, dass ich ständig ohne Grund grinste, es reichte schon, dass mir etwas durch den Kopf ging wie: »Was mache ich eigentlich hier!?«, und schon beobachtete ich mich selbst und die anderen Menschen, und alles kam mir lächerlich vor. Die schöne, schlanke, schweigsame Wissenschaftlerin aus Ghana pendelte ununterbrochen mit dem Kopf vor und zurück, langsam, rhythmisch; Herr Menhudis Frau lästerte über die Kellner; die Kellner schnitten hinter ihrem Rücken Grimas-

sen und rollten mit den Augen; aber am lächerlichsten fand ich natürlich, dass auch ich mich hier befand, mit ihnen allen zusammen. Schade, dass ich mich nicht selbst beobachten konnte.

Und dann, das war das Einzige, was half, musste ich verschwinden und hoch auf den Hügel, um mich dort in Ruhe zu amüsieren und meine Zigaretten zu rauchen.

Von da oben konnte ich sogar das leise Plätschern unten am Ufer hören und manchmal sogar den Geruch des Sees wahrnehmen, der von einer leichten Brise hochgetragen wurde. Diese Momente waren völlig schwerelos. Die ganze Zeit und überall hörte man Vögel, aber auch das Rascheln von Laub, das auf die Erde fiel. Und dann, urplötzlich, drang aus der Ferne das Dröhnen und Rattern von Zügen. Es war ein Genuss für mich, das alles aufzuschreiben, an genau diesem Ort, in diesem Moment. Aber ein noch größerer Genuss war es trotz allem, nichts zu tun, nichts zu unternehmen, nur die Augen offen zu halten und zu lauschen und achtzugeben, dass mir nichts entging.

Dieser Hügel hatte überhaupt nichts mit all dem dort unten zu tun, mit diesen großen Villen und den Menschen darin. Er war etwas ganz anderes.

Später, kurz vor dem Abendessen, kam Frau Brown auf mich zu, eine dieser alten Damen; sie war noch nicht abgereist und fragte mich, wie es mir hier gefalle, und, wohl weil sie sehr angenehm war und vielleicht auch weil ich mich jetzt doch einmal mit jemandem unterhalten wollte, entschuldigte ich mich für mein schlechtes Englisch und legte los. Ich erzählte ihr, was ich so machte und

vom Leben in Belgrad. Danach saßen wir nebeneinander am Tisch und aßen, da sprachen wir schon über alles und jedes. Frau Brown hatte langes graues Haar, trug ein schweres dunkles, fast bodenlanges Kleid und war ungefähr siebzig. Sie forschte zur flämischen Lebensart im siebzehnten Jahrhundert. Es war schön, ihr zuzuhören und mit ihr zu reden. Dann lernte ich Doktor Waninayake Mudiyansele Sirisena kennen, Professor für Soziologie aus Sri Lanka, der an meiner anderen Seite saß.

»Ihren Namen und Vornamen kann ich mir nicht merken, keine Chance«, sagte ich ehrlich.

»Weiß ich, ja, und ich kann mir vielleicht Ihren Vornamen merken, aber Ihren Nachnamen auch nicht«, sagte er und überreichte mir seine Visitenkarte.

»Ich muss mich entschuldigen, ich habe keine Visitenkarte, aber ich kann meinen Namen auf ein Stück Papier schreiben, dann ist es leichter. Wie werden Sie denn von den anderen genannt?«

»Waninayake, aber einige sagen auch Sirisena«, antwortete er.

»Dann sag ich Sirisena«, beschloss ich.

»Okay«, sagte er.

»Doktor Sirisena oder Herr Sirisena?«, fragte ich.

»Nur Herr Sirisena«, antwortete er ernsthaft.

»Gut«, sagte ich.

Er war ein wirklich seriöser und sympathischer älterer Herr, mischte sich sofort in unser Gespräch und machte sich mit Frau Brown bekannt. Es interessierte ihn, wie die Leute in Serbien auf dem Land lebten, danach fragte er mich. Ich sagte, ich wüsste nicht viel über das Leben auf dem Land, aber ich wüsste, dass das Leben in

Serbien überall schwierig sei. Dann erzählte er mir, wie es in seinem Land aussah. Herr Sirisena erforschte übrigens den Einfluss Sri Lankas auf die thailändische Kunst zwischen dem dreizehnten und fünfzehnten Jahrhundert. Ein bisschen hörte ich ihm zu und ein bisschen unterhielten wir uns. Als das Essen vorüber war, stand ich auf. Das musste sein, ich verabschiedete mich und verließ die Villa. Frau Brown fragte, ob ich wirklich jeden Abend arbeiten müsse, und ich sagte, ja, ich müsse. Und dass ich das so gewohnt sei, fügte ich noch hinzu. Ich log. Das musste sein. Ich befürchtete, sie würden mich sonst zu irgendeinem Konzert oder etwas Ähnlichem mitnehmen wollen. Es wäre mir schwer gefallen, nein zu sagen, aber mir war nicht nach Konzert oder so. Ich wollte raus. Ich ging schnell hinunter ins Dorf, auf direktem Weg zu dieser Bar, um guten Wein zu trinken und mich mit Alda, dem Mädchen an der Theke, durch Zeichnen zu verständigen. Dazu hatte ich Lust. Bei ihr zu sein, Wein zu trinken. Ich hatte die Bar kaum betreten und mich an die Theke gesetzt, da schenkte sie schon zwei Gläser Wein ein, für sich und für mich, und wir prosteten uns zu. Auf Italienisch. Soweit kam ich noch. Dann fragte sie mich etwas, aber das verstand ich natürlich schon nicht mehr. Sie nahm einen Stift und einen Block, zeichnete den Hügel und die Villen; sie zeigte mit dem Finger auf mich und dann zeichnete sie ein Fragezeichen. Das verstand ich als Frage, was ich dort oben tat und wie ich auf den Hügel geraten war. Ich wusste nicht, wie ich ihr das erklären sollte. Da zeichnete sie ein kleines Mikroskop. Wissenschaftler. Das meinte sie.

»Nein, nein«, sagte ich.

Ich zeichnete einen Stift und daneben so etwas wie ein Buch. Sie starrte auf die Zeichnung, aber sie verstand gar nichts. Da nahm ich eine Zeitung von der Theke, hielt sie ihr vor die Augen, schlug mit der Handfläche darauf und fuhr mit dem Stift die gedruckten Buchstaben nach, als würde ich schreiben.

»Ah, *giornalista!*«, rief sie.

»Ehm, *si, si, giornalista ...*«, log ich auf Italienisch, damit wir uns nicht weiter mit meinem Beruf herum-schlagen mussten.

Wir machten weiter, zeichneten und gestikulierten. Wir führten eine Art Pantomime auf, begleitet von ein wenig Italienisch und ein wenig Englisch. Sie zeichnete den Hügel, wobei sie mit der Hand auf sich deutete und den Kopf schüttelte. Ich verstand, dass sie noch nie auf dem Hügel gewesen war. Dabei war sie in Bellagio geboren. Das begriff ich nicht. Jetzt wurde es schwierig. Sie kreiste das gezeichnete Mikroskop ein und ich verstand, dass in ihren Augen nur Wissenschaftler und Professoren auf den Hügel kamen. Dann zeigte sie mir durch Bewegungen, indem sie gebeugt ging und ein bisschen humpelte, dass es nur ältere Leute waren. Und schließlich zeigte sie mit der Hand auf mich und kreiste das Fragezeichen ein.

»Und wie kommst du auf den Hügel?« Das war Aldas Frage, die sie nicht aussprach, aber dennoch verstand.

Ich ließ mir noch mehr Wein einschenken. Ich wusste selbst nicht, wie ich auf diesen Hügel geraten war, wollte es ihr jetzt aber nicht erklären müssen. Ich

wusste nicht einmal, wie ich das hätte tun sollen. Ich brauchte mehr Wein. Ich konnte nicht glauben, dass sie, hier geboren, noch nie auf diesem Hügel namens Tragedia gewesen war. Das versuchte ich zu sagen, aber es gelang mir nicht, sie verstand mich nicht. Ich trank immer mehr und mehr Wein, und ich kapierte nichts mehr. Wie war ich auf diesen Hügel geraten und warum, und wie kam es, dass sie, die hier geboren war, noch nie dort oben gewesen war? Wir konnten uns nicht verständigen und am Ende war ich betrunken. Ich nahm das Papier, zeichnete ein Weinglas darauf, zeichnete eine Spirale, die aus dem Glas aufstieg, das sollte bedeuten, dass sich alles in meinem Kopf drehte, ich kreiste alles ein und machte einen Strich für den nächsten Tag. Sie verstand. Und wünschte mir auf Englisch gute Nacht.

Der Sonntag war ein schöner Tag und ich wünschte mir, dass möglichst jeder Tag so sonnig und warm war, dass ich nichts anderes zu tun hatte, als über den Hügel zu wandern, am See entlang zu spazieren und Wein zu trinken.

Ich ging ins Arbeitszimmer hinunter und machte mir einen doppelten Espresso; die Zeitungen waren auch schon angekommen, aber nein, die brauchte ich nicht, ich brauchte überhaupt keine Neuigkeiten, keine Informationen. Ich saß nur da und genoss das Leben. Riss alle Fenster auf. Ließ Luft und Sonne herein. Ruhte mich aus, schaute auf Berge voller Zypressen.

Beim Mittagessen saß ich neben Herrn Sirisena. Inzwischen konnte ich seinen Namen aussprechen. Er erzählte mir von den *Tamil Tigers*, den Guerillatruppen in Sri Lanka. Von Mädchen und Jungen in Selbstmordkommandos, gegen die man nicht ankämpfen könne, und dass sie unglaublich brutal seien. Voller Entsetzen berichtete er, was sie anderen angetan hätten, einfachen Menschen aus dem Volk. Er berichtete von Morden und schilderte alles sehr detailreich und anschaulich. Es hörte sich wirklich schrecklich an. Welche Seite gut war und welche schlecht, dazu sagte Herr Sirisena nichts, er sagte nur, das alles verursache hohe Kosten, die staatliche Armee koste viel Geld, wie jede Armee, und die einfachen Leute müssten die Zechen zahlen, ein normales Leben sei nicht möglich. Dass es zu viele Gewaltverbrechen gebe, viel zu viele furchtbare Gewaltverbrechen.

»Diese Verbrechen kosten, jemand bezahlt für das alles, unvorstellbar, da wird Geld ausgegeben, das in Gewalttaten fließt, und jemand verdient auch noch daran«, sagte er.

Daraufhin schwiegen wir. Ich konnte dazu nichts sagen, und er hatte sich bei diesem Thema schon völlig verausgabt.

Zum Mittagessen bekamen wir dieses blöde Zeug, das man *Soufflé* nennt. Alle waren begeistert, ich nicht. Das blödeste Essen überhaupt. Aber es gab eine Menge Salat dazu; ich goss noch Olivenöl darüber und aß ihn mit Brot. Der Kellner kam, um mir Wein einzuschenken, ich hob die Hand und flüsterte:

»Nein danke, ich möchte keinen Wein.«

Ich konnte mich nicht entsinnen, wann mir das zuletzt passiert war, wann ich so etwas zuletzt gesagt hatte. Also wollte ich es ausprobieren und es wenigstens einmal aussprechen. Alle konnten beim Trinken maßhalten, außer mir, das wurde in der Villa Serbelloni besonders deutlich. Ich verwirrte den Kellner, dessen Hand schon in Bewegung war und der den Wein fast auf das weiße Tischtuch geschüttet hätte. Die Kellner waren es schon gewohnt, mir während des Mittag- oder Abendessens mehrmals nachzuschchenken. Diesen herrlichen trockenen Rotwein, der den Gaumen kitzelt, alle Zähne umspült und dunkel tönt, die Zunge blau färbt und die Kehle hinunterrinnt, sich in den Magen ergießt, wo er von den Wänden abperlt und sich ins Mageninnere zurückzieht. Ich schlug ihn aus. Ich schlug Wein aus.

»Warum?«, fragte der Keller.

»Ich mach mal eine Pause.«

»Das ist klug von dir.«

»Wenigstens bis heute Abend.«

»Natürlich, klar«, sagte er.

Nach dem Mittagessen blätterte ich doch die Zeitung durch, ich hatte sie von einem Tisch im Salon der Villa mit nach draußen genommen, sie war auf Englisch und ich übte laut lesend, im Gehen. Ein Eichhörnchen sprang vom Baum auf die Erde. Holte sich etwas und huschte auf den Baum zurück. Ich legte die Zeitung zusammen und warf sie in einen Abfallkorb. Dann ging ich in mein Zimmer und nahm das einzige Buch zur Hand, das ich aus Belgrad mitgebracht hatte: Kurzgeschichten von Robert Walser. Es hatte in meiner Belgrader Wohnung auf dem Stuhl am Bett gelegen, als ich in aller Eile packte. Ich hatte es achtlos zwischen die anderen Sachen geworfen. Jetzt setzte ich mich an das weit geöffnete Fenster und der lange Ast eines Kastanienbaums, der fast bis ins Zimmer hereinragte, leistete mir Gesellschaft. Ich weiß nicht, wie oft ich dieses Buch schon gelesen habe. Aber Walsers Erzählungen kann ich immer lesen. Und so glitt ich über die Sätze, flog darüber, aber dann, ich weiß nicht genau, wann, schlief ich doch ein und verschlief den ganzen Nachmittag. Als ich wieder wach wurde, ging gerade die Sonne unter. Ein goldgelbes Kastanienblatt flog ins Zimmer. Ich hob es auf und legte es auf den Tisch. Dann setzte ich meine Wollmütze auf, zog Jacke und Schuhe an und beeilte mich, auf den Hügel zu kommen. Ich war an diesem Tag noch nicht oben gewesen und wollte das noch erledigen, solange es hell war. Ich war faul geworden, dieser ganze Luxus war zu viel für mich, er lullte mich ein; auf

dem Hügel war es anders, dort im Wald zwischen den Bäumen war es kälter, da fielen die Blätter und die Pfade waren aufregend, und obwohl dieser Wald Teil des Luxus war, war er eben doch nur ein Wald, und die Pfade durch den Wald waren eben doch nur Waldpfade, und zur Abwechslung stand ich dort auf festem Boden. Das war eine Veränderung, die mir guttat. Es gibt auch unangenehme Veränderungen und eigentlich mag der Mensch sie nicht. Aber es kann nicht immer alles bleiben, wie es ist. Freude existiert nur durch Veränderung. Auf dem Hügel lief ich über feste, von goldenen Blättern bedeckte Waldwege. Und stellte mich auf einen heruntergefallenen Ast. Ich sah ihn mir an. Er hielt mich aus. Er zerbrach nicht. Ich verbrachte den gesamten restlichen Tag im Wald.

Dann ging ich hinunter, zurück unter die Menschen. Ich war hungrig geworden. Und wollte einen Drink. Ich trank einen doppelten Bourbon und nahm noch einen mit in den Speisesaal. Zum Abendessen gab es Kürbissuppe, Fisch, Reis, Salat. Ich saß neben Dr. Ezenwa-Ohaeto, Dichter und Professor für englische Sprache und Literatur aus Nigeria. Aber wir unterhielten uns nicht, weil ihm der Rücken wehtat. Der Ischias quälte ihn, sagte er nur, sonst nichts, denn er war kaum in der Lage zu sprechen. Er aß etwas Kürbissuppe. Mehr ging nicht. Herr Menhudi, der dazukam, war voller Verständnis für Herrn Ezenwa. Er erklärte mir, das seien furchtbare Schmerzen, er habe auch schon einmal darunter gelitten. Als Dr. Ezenwa-Ohaeto aufstand und schmerzgebeugt den Raum verließ, sagte Herr Menhudi, dass die Kürbissuppe Herrn Ezenwa-Ohaeto sicher gut getan

habe, nur die Italiener könnten so eine gute Kürbissuppe zubereiten. Im Übrigen, erzählte mir Herr Menhudi, sei Dr. Ezenwa-Ohaeto Dichter und schreibe an einem Gedichtband mit dem Titel *Flammen*.

»Er wird sicher gut«, sagte Herr Menhudi.

»Was für Gedichte schreibt er denn so?«, fragte ich.

»Keine Ahnung, ich habe noch nie etwas von ihm gelesen«, sagte Herr Menhudi grinsend.

Ich beeilte mich, zum *Spiritual* hinunterzukommen, zu Alda, und ich nahm ein Heft und zwei Stifte mit. Einen Stift wollte ich ihr schenken. Alda deutete mit dem Zeigefinger auf ihre Armbanduhr, klopfte darauf und sagte etwas auf Italienisch. Das sollte sicher heißen, dass ich mich verspätet hatte. Sie goss Rotwein in zwei Weingläser. Jetzt hatte jeder seinen eigenen Stift und wir hatten sogar unser eigenes Heft. Das, was wir bis dahin gezeichnet und geschrieben hatten, übertrug Alda in das neue Heft. Dann zeichnete sie ein Haus und Menschen, die darum herumstanden. Das war ihre Familie. Sie hatte eine ältere Schwester und einen jüngeren Bruder. Ihre Mutter war klein und dick. Ihren Vater zeichnete sie ganz zuletzt. Sie machte ihn hässlich. Und murmelte vor sich hin, während sie ihn zeichnete. Ich glaube, sie hat ihn beschimpft. Sie liebte ihren Vater nicht. Aber ihre Mutter, ihren Bruder und ihre Schwester schon, die umgab sie mit einem großen Herz. Der Vater blieb außerhalb des gezeichneten Herzens. Und dann unterstrich sie das alles. Sie unterstrich auch das Haus, aber ihren Vater nicht. Ich verstand, dass er nicht bei ihnen lebte. Es war spannend, so zu kommunizieren, und wir wurden immer besser. Wir zeichneten die

ganze Nacht, zwischendurch bediente sie den einen oder anderen Gast, es waren nicht viele, und dann kam sie immer sofort an die Theke zurück. Unter die Bilder schrieben wir Wörter, sie italienische, ich serbische und englische. Wir lernten. Und tranken Wein. Sie trank weniger, immerhin war das ihr Arbeitsplatz. Ich lernte Italienisch, beim Weintrinken. So viel Wein hatte ich noch nie getrunken. Es war eigentlich aussichtslos, auf diese Art wirklich Italienisch zu lernen. Aber dafür zeichnete ich immer besser. Ich hatte auch noch nie so viel gezeichnet.

– Ende der Leseprobe –